Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 26 (1955)

Artikel: Wie ein Lenzburger Frankreich und ein Franzose Lenzburg erlebt hat
Autor: Dürst, W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918312

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIE EIN LENZBURGER FRANKREICH UND EIN FRANZOSE LENZBURG ERLEBT HAT

VON W. DÜRST

Blicke ich zurück in mein fernes Jugendland, strahlst du, kleines französisches Dorf, in besonderem Glanze.

Ein Zufall führte mich im letzten Winter vor dem ersten Weltkrieg in jenes einsam gelegene Tälchen, wo ich in einer kleinen Seidenschappespinnerei eine Volontärstelle fand und der Hauptzweck meines Aufenthaltes der Vervollkommnung meines Schulfranzösisch galt. —

Damals wohnte der liebe Gott noch in Frankreich. Schon wenige Monate später hat er das Land, wohl für immer, verlassen. Frisch, munter und klar, voller Forellen, eilte das Flüßchen „L'oignon" (die Zwiebel) durch die winterliche Landschaft, vom nahen Ballon d'Alsace herunter und setzte unser Fabriklein in Gang. Eine uralte, steinerne Bogenbrücke verband die beiden Ufer, die Dörfer Melisey und St-Barthélemy. Diese Brücke und die prächtige alte Kirche aus roten Sandsteinblöcken, die gar nicht zu den meist etwas verwahrlosten Häusern der Umgebung passen wollten, lassen uns vermuten, daß hier vor vielen Jahrhunderten ein kleines Kulturzentrum gestanden haben muß. In die gleiche Richtung deuten die geheimnisvollen, überwachsenen Ruinen, die oben in den dichtbewaldeten Hügeln zu finden sind, die Löcher und unterirdischen Gänge, Überreste längst verlassener Bergwerke, von denen niemand mehr etwas wissen wollte.

Die gegenüber liegende Talseite bestand aus granitenen Hügeln. Auf spärlichem Humus wuchsen kleine Bäumchen, Büsche und Erika, kilometerweit, in die Länge und Breite, eine einsame Gegend. Idyllisch waren die vielen Teiche, kleine Seen, die mit ihren verzweigten Armen und Buchten oft einem Vierwaldstättersee en miniature glichen.

Die Einwohner führten ein beschauliches Dasein. Auf äußern Glanz und Schein legten sie keinen Wert. Von der Kleidung verlangten sie nicht mehr, als daß diese sie vor der Unbill der Witterung schütze. Die Wohnungen waren teilweise mehr als primitiv. Nicht zu beschreiben gewisse Örtchen, nach denen sich ein Schweizer gerne vor der Öffentlichkeit zurückzieht. Das war dort unmöglich. — Das Arbeiten glich eher einer Beschäftigung, die man notwendig hinnehmen muß, damit der Tag herum geht. Trotzdem waren die Leute zufrieden, sorgenlos und glücklich, einen Tag wie den andern, bis zum seligen Ende.

Auf eines aber legten sie Gewicht: aufs Essen! Man möge mich

nicht für materialistisch halten, wenn ich hier das tägliche Mittagessen schildere. In der „Auberge" der mère Jacquet setzte man mir, als besonderem Gast, am Familientisch, vor: ein Hors d'œuvre aus verschiedenen Kleinigkeiten, oft delikate Sachen, die ich bis jetzt noch nie genossen hatte, dann Suppe, Forellen, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln, Dessert „la Confiture" usw., französische Weichkäse, Kaffee, vin à discrétion. Nicht alle Tage gab es Fisch. Dafür wurde im zweiten Gang Geflügel serviert. Das alles wurde mir im Januar und Februar 1914 für einen französischen Franken aufgestellt, der gleichviel galt wie ein Schweizerfranken.

Dabei war mir aber das Essen nicht einmal die Hauptsache. Die Atmosphäre, die die Tafelrunde umwehte, war ebenso schmackhaft wie die Gerichte. Geist, Witz, Humor und Satire sprudelten nur so über den Tisch.

Die Herberge bestand aus zwei Räumen. Draußen saßen die Knechte, Fuhrleute und Bauern. Im innern Raum die Familie der mère Jacquet, zu der auch mein Fabrikdirektor und seine Gattin gehörten, ferner die gelegentlichen reisenden Kaufleute, alle an einem Tisch. Reich besetzt war dieser alle vierzehn Tage, wenn im Dorf Markt war. Melisey war nämlich immer noch ein gewisses Zentrum, und da in den französischen Dörfern keine oder nur wenig Verkaufsläden zu finden waren, die Städte aber weit auseinander liegen, war das Bedürfnis eines regelmäßigen Marktes vorhanden, wie einst im Mittelalter bei uns. Schon am Vorabend tauchten lange Wagenkolonnen auf, darunter Karren mit zwei hohen Rädern und mit Blachen zugedeckt. Da erschienen bei uns regelmäßig der marchand de souliers, der Geschirrhändler, der Kleiderhändler und viele andere. Der gerissenste und geistvollste Herr war der Advokat, der jeweilen im Hause zwei Zimmer mietete und hier einen Tag lang Sprechstunden erteilte. Ich freute mich jedesmal auf sein Kommen und fühlte mich neben dem lebhaften, witzigen Franzosen in die Zeit eines Rabelais oder Henri IV versetzt.

So wie jedes dieser täglichen „Hochzeitessen" um halb zwei zu Ende ging, mußte diese Zeitepoche einmal zu Ende gehen. Auch ohne Krieg wäre gewiß das Idyll heute verschwunden. Aber warum konnte dies nicht in allmählicher Umwandlung der Dinge vor sich gehen, warum mußte dieses auf so schreckliche, blutige Weise plötzlich geschehen?

Ich habe noch eine andere Tafelrunde kennen gelernt, die nicht weniger interessant war.

Hatte ich abends meine tägliche Schachpartie mit dem Apotheker beendigt und ein bescheidenes Abendessen genossen, trottete ich, die Hände in den beiden Hosentaschen, um mich als echten Schweizer

zu legitimieren, über die Brücke, hinüber ins Nachbardorf. Dort stand am Ufer ein altes, steinernes Gebäude, lang und schmal. Es schien, daß dieses Haus, als einziges aus jener Zeit des Brückenbaues, erhalten geblieben war. Dort wohnte der maire (Vorsteher) des Dorfes St-Barthélemy, und dort hatte ich auch mein Zimmer. Fünfzehn Franken kostete mich die Bude, die allerdings nur zum Schlafen da war. Dafür besorgte mir die alte, wohlbeleibte, aber trotzdem lebhafte und laute Französin, die Frau des maire, umsonst die Wäsche. Es schien, wie wenn die Frau auf mich gelauert hätte. Kaum öffnete ich, noch so leise, die Haustüre und betrat den dunklen Gang, drang ein Lichtstrahl in die Finsternis, die Türe zum Parterreraum wurde geöffnet und die „mairin" komplimentierte mich hinein. Nie konnte ich ausweichen. Beim erstenmal war ich wirklich verblüfft beim Anblick, der sich mir bot. Ein Kalender zeigte in großen Zahlen 1914. Mir aber schien, die Ziffern seien umgestellt: es hätte 1419 heißen sollen. Die ganze Fläche des Hauses war *ein* Raum, ein steinernes Gewölbe die Decke, wie im Keller. An der Stirnseite flackerte ein offenes Feuer. Darüber hing an einem eisernen Galgen, mit einer soliden Kette befestigt, ein mächtiger Kessel. Dieser konnte vom Feuer weg in den Raum hinaus gedreht werden. Auch ein Spieß fehlte nicht, an dem irgend etwas über dem Feuer briet. Der lange Tisch war besetzt mit Männern aus dem Dorfe. Obenan residierte der maire. Mein Auge brauchte eine gewisse Zeit, bis es den dichten Tabakdunst durchdringen konnte und mir bewußt wurde, was ich vor mir hatte.

War ich unter Alibabas vierzig Räuber geraten und hatte das Weib vor meinem Eintritt das „Sesam öffne dich" gesprochen?

Zu jener Zeit, ich weiß nicht, ist es heute noch so, war in einem französischen Dorf der maire alles. Hatte ein Bauer mit seiner Frau oder einem Nachbar Streit, ging er zum maire. War ein Kind krank, oder sollte es einen Beruf ergreifen, zuerst ging der Vater zum maire, um Rat zu holen. Kurz alles, was den guten Mann bewegte, mußte der Dorfvorsteher wissen und seinen Segen dazu erteilen — nicht etwa der Pfarrer, der war für die Weiber da. So besammelten sich denn, in jeder Woche zwei- bis dreimal, wohl ein Dutzend Männer im Hause ihres Ammanns, tranken Cidre oder Schnaps, aßen dazu Speck und Käse, oder was vorgesetzt wurde.

Sie besprachen ihre Angelegenheiten, wohl auch alles, was ihre commune betraf, und schimpften über die Minister in Paris, wie es in andern freien Ländern auch der Brauch ist. Eingehüllt in schwere Tabakwolken, im düstern gewölbten Raum, sahen diese meist bärtigen Gesellen für einen Fremden vorerst recht unheimlich aus. In Wirklichkeit war es aber die harmloseste, gutmütigste Gesellschaft der

Welt. — „Eine teure Angelegenheit, diese ständige Bewirtung", sagte ich einmal zu unserem Hausherrn. „Kostet mich gar nichts", erwiderte er, „im Gegenteil, ich lebe selber noch davon." — Wurde bei einem Bauer geschlachtet, das beste Stück, die längste Wurst, wanderten zum maire. Die größte Strohflasche voll Schnaps, das erste Fäßchen Cidre, das produziert wurde, der beste Käse, sie wanderten alle den gleichen Weg. Nahmen die Vorräte ab, eine kleine Bemerkung des Dorfgewaltigen, und auf den andern Tag war das Lager wieder aufgefüllt.

Das gleiche Bild fand ich viele Jahre später in einem abgelegenen Dörfchen in den Ardennen. Dort war der maire der Dorfschmied, und seine Gesellen saßen in der geräumigen Schmiede. Ich hatte aber damals, aus lauter Höflichkeit, selber so viel Schnaps abbekommen, daß ich mich an Einzelheiten nicht mehr erinnern kann.

Waren bei den Leuten des heiligen Bartli die Geschäfte genugsam besprochen, in einer Sprache, die außer ihnen kein Mensch verstehen konnte, wurden Karten gespielt, und man forderte mich auf mitzuhalten. Das fiel mir keineswegs schwer. Es war ein Spiel, das wir in Lenzburg auch kennen und Ramsen nennen, alle Einzelheiten haargenau dasselbe. Man bewunderte mich, wie schnell ich begriffen hätte, und ich stieg in ihrer Achtung. Die guten Leute konnten sich furchtbar aufregen, wenn sie verloren, und freuten sich wie Kinder, wenn sie am meisten Stiche einnahmen. Dabei wurde aber nie um einen Centime oder etwas anderes gespielt. —

Meine Arbeit in der „filature" war nicht aufsehenerregend. Alle drei bis vier Tage kam ein deutschgeschriebener Brief, den ich übersetzen mußte. Oft hieß es, der courrier sei nicht gekommen. Es war Winter und schneite, und unten in Lure wurde die Post nicht umgeladen, oder unser kleines Bähnchen kam mit großer Verspätung. So lasen wir eben im Büro die gestrige Zeitung noch einmal. Wenn ich mich als Übersetzer nicht betätigen konnte, besorgte ich andere kleine Büroarbeiten, die nie eilten. — An der Wand, hinter dem Pult des Chefs, hing eine Flinte. Schon am zweiten Tage sollte ich erfahren, daß dies nicht nur eine Dekoration war. Gleich fiel mir auf, daß die Beschäftigung unseres Lehrlings zur Hauptsache darin bestand, intensiv zum Fenster hinaus zu blicken auf eine Reihe Tannenbäumchen. Plötzlich unterbrach er die Stille, die im Büro herrschte, und sagte: „Patron, auf der dritten Tanne sitzt eine." Vergeblich blickte ich auf die dritte Tanne, um festzustellen, wer wohl dort oben sitze. Aber schon hatte der Patron die Flinte in den Händen, der Lehrling öffnete sachte einen Fensterflügel und — bum —, von der Tanne fiel ein schwarzes Vögelchen herunter. Mit einem Satz war der Stift zum Fenster hinaus und apportierte, wie ein Hühner-

hund, eine tote Amsel. Solche Jagdszenen wiederholten sich, oft zweimal am Tage. So lange dieses spannende Abenteuer dauerte, wurde der Betrieb im Büro eingestellt. Je nach Resultat, ob der Vogel tot war oder wieder davon flog, folgte eine heftige Aufregung und Debatte, an der jedermann teilnehmen durfte. Wenn dann vor zwölf der Patron und ich das Tälchen hinunter spazierten, trug er stolz in Zeitungspapier gewickelt seine Beute nach Hause, wo er sie, als extra Hors d'œuvre, vor unseren Augen verzehrte. —

„Fautes de grives, on mange des merles." —

Ja diese armen Kreaturen! Kam so ein Ding vom nahen Ballon d'Alsace das Tal herunter geflogen, wo konnte es einen Augenblick der Ruhe pflegen? Kaum irgendwo niedergelassen — Peng — surrte eine Schrotladung heran, glücklicherweise aber meistens daneben, so daß es nicht ganz hoffnungslos war, nach Lure hinunter zu gelangen.

Eines Tages mußte ich als Vorspeise etwas abbekommen haben, mit dem die Eingeweide nicht einverstanden waren. Es herrschte volle Revolution in meinem Innern. In der Provinz geht man aber nicht so schnell zum Arzt. Versicherungen und Krankenkassen waren noch unbekannte Institutionen. Man besucht zuerst den Apotheker und klagt sein Leid. Dieser hört den Patienten an, verlangt nichts für die Konsultation, verabreicht dann aber ein Mittel zum Höchstpreis. — Man tut als Fremder gut, sich den Landesgebräuchen anzuschließen. So begab ich mich in die Apotheke. Ein sympathischer Herr, etwas über dreißig Jahre alt, mit blonden, gekräuselten Haaren, einem goldenen Zwicker auf der Nase, den ein schwarzes Schnürchen übers Ohr gezogen vom Herunterfallen schützte, stand hinter dem Ladentisch. Während er ein Mittel zusammenstellte, fragte er so nebenher: „Sie sind wohl der junge Schweizer, der in unser Dorf gekommen ist, aus welcher Gegend der Schweiz stammen Sie?"

Die geographischen Kenntnisse der Franzosen, selbst gebildeter, hatte ich längst festgestellt, und so dachte ich, was weiß der schon von der Schweiz, und darum erwiderte ich, auch so nebenher: „Aus einem kleinen Städtchen zwischen Bern und Zürich."

Der Herr war aber nicht zufrieden und wollte den Namen wissen. „Lenzburg heißt es."

Jetzt schien ein elektrischer Funke den Apotheker getroffen zu haben. Er ließ seine Gifthäfelchen stehen, kehrte sich um, öffnete die Türe zur Wohnung und rief: „Amalie, Amalie, rasch in den Keller, hole die beste Flasche Bordeaux, ein Lenzburger ist in unser Haus gefallen!" Dann kam er hinter seiner Verschanzung hervor, ging an mir vorbei und schloß die Ladentüre. Es war ohnehin bald sieben Uhr abends, mir aber kam es vor, als wolle er mich an einem Entweichen hindern. Dann nahm er mich am Arm: „Kommen Sie,

lieber Herr" und führte mich in seine Wohnung. „Sie sind erstaunt", sagte er, als er mein jedenfalls ziemlich dummes Gesicht erblickte. „Gewiß", dachte ich, „mehr als erstaunt!" Aber schon rückte die Amalie heran mit einer staubigen Flasche. Solche Menschen waren mir damals schon sympathisch, und so beeilte ich mich, eine höfliche Verbeugung auszuführen und meinen Namen zu nennen, wobei ich nur den Vornamen sagte. Ich muß bemerken, daß ich im ganzen Dorf nur unter diesem bekannt war, weil ein Franzose meinen Familiennamen nicht aussprechen kann. — Nun fing der Apotheker an zu erzählen:

„Vor drei Jahren machte ich eine Kur in Ihrem Lande, im Bade Schinznach. Da hatte ich Gelegenheit, Ihre unvergleichlich schöne und hoch interessante Heimat kennen zu lernen. Ich war auf der Habsburg, im römischen Amphitheater, auf dem Grabe des großen Menschenfreundes Pestalozzi und habe mir die Inschrift übersetzen lassen. Eines Tages sagte man mir, daß jenseits des langgestreckten Berges, der an beiden Seiten je ein altes Ritterschloß trägt, ein Städtchen sei, in dem zur Zeit ein Schützenfest abgehalten werde. Das interessierte mich, und so fuhr ich nach Lenzburg. Ich besah mir das alte, prächtig geschmückte Städtchen, bewunderte das mächtige Schloß, betrat den Schießstand, die Budenstadt und landete schließlich ‚à la Festütt'!" Hier angelangt, nahm er an einem Tisch Platz, und der Zufall wollte es, daß sich gleichzeitig der Stadtammann, der Stadtschreiber, die Herren vom Unterhaltungskomitee und andere Honoratioren dort niederließen. Jedenfalls war man allseits schon in glänzender Stimmung. Mit dem Franzosen wurde ein Gespräch angeknüpft, und diesem imponierte mächtig, wie viele der Herren sich mit ihm, in seiner Sprache, unterhalten konnten. Aus der weitern Erzählung merkte ich bald, daß die Herren beabsichtigten, den Apotheker nicht ohne Schwips wieder ziehen zu lassen. Man schenkte ihm ein, trank ihm zu und lobte und pries das schöne Frankreich. Die Absicht gelang nur zu gut. Der Fremdling konnte überhaupt nicht mehr ziehen.

„Le père Wernli", der damalige Lateinlehrer, den ich als besonderen Schalk in Erinnerung behalten habe, nahm ihn abends liebevoll mit nach Hause, jedenfalls zur besonderen Freude seiner etwas „räßen" Gattin. Unterdessen berichtete der „Burgmester Emerli" persönlich nach Schinznach, man solle sich um den Gast aus Frankreich nicht sorgen, er sei in guter Obhut, und man werde ihn schon wieder abliefern, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen sei.

Aber noch eine weitere Nacht blieb der Apotheker in Lenzburg. Vorerst war man am zweiten Tage um elf Uhr, noch etwas bekatert, „de nouveau à la Festütt". Dann mußte er unbedingt am Abend das

Festspiel genießen, weshalb er den Tag durch etwas geschont wurde. Die Herren machten mit ihm, durch den grünen Wald, einen Spaziergang nach dem Römerstein, um dann schließlich im „Horner" zu landen.

So kehrte er erst am dritten Tage wieder, hochbegeistert, nach Schinznach zurück, und heute schwörte er nicht höher, als auf die Schweiz im allgemeinen und die Stadt Lenzburg im besondern. Dann fuhr er wörtlich fort:

„Und nun fällt ein Lenzburger in dieses von der Welt abgelegene Nest. Die Lenzburger verstehen zu trinken, insbesondere ihr Burgmester, und wie ich sehe, sind Sie nicht aus der Art gefallen. Das freut mich — Amalie, hole noch eine Flasche Bordeaux!"

Wie seltsam es auf der Welt doch zugehen kann! —

Die Gastfreundschaft wurde an mir reichlich vergolten. Alle Abende von sechs bis sieben saß ich in der „Giftbude" hinter dem Laden und spielte Schach mit meinem neuen Freunde und genoß einen Apéritif. Darüber hinaus war ich alle vierzehn Tage am Sonntag in der Familie zum Mittagessen zu Gast.

Der liebenswürdige Herr hat mich auch auf die Jagd eingeladen. Allerdings bin ich nur einmal mitgezogen. Weder vorher noch nachher war ich jemals auf der Pirsch. Ich habe keine Freude daran, in freier Natur ein Tier zu töten; aber einmal im Leben kann ich ja mitmachen, wenn sich dazu Gelegenheit bietet, dann kann ich doch mit gutem Gewissen mitreden, wenn meine Freunde in Lenzburg „Lateinisch" sprechen. —

Früh morgens um sechs, an einem Sonntag, marschierten wir los, hinauf in den Wald, wo die Teiche liegen. Mit wichtiger Stimme erklärte mir mein Freund, daß dort oben Wildschweine zu treffen seien. Mit geheimem Schauer dachte ich daran, daß der letzte Sohn des Grafen im Aargau in der Gegend des heutigen Beromünster von einem Keiler umgebracht wurde.

Da flößte mir die erhaltene Flinte wenig Vertrauen ein. Sie schien nur zum Vogelmord geschaffen zu sein. So dachte ich mir, daß ich mich hüten werde, einen Eber mit einem Schuß zu reizen, und es besser sei, rechtzeitig hinter einen Baum zu flüchten. Es kam aber nicht so weit. Auch der mitgeführte Hund machte mir nicht den besten Eindruck. Er kam mir vor wie eine konzentrierte Hundeausstellung, waren doch hier verschiedene edle Rassen in einem Individuum vereinigt.

Beim Eintritt in den Wald gabelte sich der Weg. Der französische Nimrod wies mir die rechte Schneise an, während er der linken folgte. Lautlos schlich ich fürbas und kam nach etwa fünfhundert Metern zu einer Waldlichtung, auf der ein einsames Haus stand. Alsobald

wurde ich von einem wütenden Hund angefallen und blieb mir nichts anderes übrig, als vorerst einen strategischen Rückzug anzutreten. Da fand ich am Wege einen zwei Meter langen Stock, den ich mir zur Lanze herrichtete, dann schnitt ich mir von einem Baume eine kräftige Rute, und mit umgehängtem Gewehr rückte ich von neuem los. Wie erwartet, biß der Hund in die vorgestreckte Lanze und bekam von mir gleichzeitig einen kräftigen Hieb von meiner Rute auf den Schädel. Dieser raffinierten Angriffsmethode war die Bestie nicht gewachsen. Mit Geheul verschwand sie hinter dem Hause, so daß für mich die Bahn frei war. Des Sieges froh, wuchs mein Mut, und ich folgte meinem Weg, nicht ohne mir meine Gedanken zu machen, warum man mich auf diesen und nicht auf den linken Weg gelenkt hatte. Da hörte ich vorne einen Schuß. Aha, dachte ich, das erste Wildschwein wird gefallen sein; als ich aber meinen Kameraden traf, war er ohne Beute. Er hatte auf eine Krähe geschossen, diese aber nicht getroffen. Der weitere Verlauf der Jagd war nicht mehr interessant. Schon vor zwölf Uhr saßen wir vor der Dorfschenke hinter einem Glas Absinth und rauchten Zigaretten. Da fiel mir erst auf, daß der Hund nicht mehr da war. Nachdem er von der Leine losgelassen worden, wählte er die Freiheit, ging seinen Privatangelegenheiten nach und kehrte erst am folgenden Dienstag in die heimatlichen Gefilde zurück, wo ihm dann sein Meister eine tüchtige Tracht Prügel verabreichte. So endete mein einziges Jagderlebnis.

Hie und da bewirtete mich am Sonntag die Familie des „capitaine en retraite". Diesen Herrn, einen pensionierten Infanteriehauptmann der Garnison Montbéliard, lernte ich ebenfalls in der Apotheke kennen. Dort spielte er jeweils vor mir, zwischen fünf und sechs, Tricktrack, ein typisches französisches Spiel, mit dem wir uns in der Schweiz nur mit den Frauen unterhalten. Es war amüsant zuzusehen, wie die Herren leidenschaftlich spielten und die Siegespunkte mit Genugtuung zu denjenigen vom Vorabend notiert und addiert wurden. Was am Ende des Jahres mit dem Unterschied geschah, weiß ich nicht, vermutlich war das Resultat wie beim Ramsen. Der noch stramme Offizier behandelte mich, einen schweizerischen Infanterieleutnant, ganz wie einen Kameraden, und wir fachsimpelten ständig mit gegenseitigem Interesse. Er zeigte und erklärte mir seine Waffen, von denen in seinem Hause ein ganzes Arsenal vorhanden war. Er wohnte mit seiner Familie, einer eleganten Französin und zwei hübschen Töchtern, die leider (von meinem Standpunkte aus) beide mit jungen französischen Offizieren verlobt waren, außerhalb des Dorfes, in einem Gütchen, und seine Hauptbeschäftigung bestand darin, die Gartenhecke, die um seinen Besitz ging, zu schneiden. Besuchte ich ihn am Werktag, hörte ich von weitem das Teck-Teck der Schere und wußte

gleich, wohin ich meine Schritte lenken mußte. Auch dieser Herr nahm sich Zeit bei seiner Arbeit. Einmal herum gekommen, war die Hecke am Anfang wieder nachgewachsen, so daß er gleich weiter fahren konnte. —

Ein kalter Winter, wie seit Jahren nicht mehr, war eingetreten, und die kleinen Seen, oben in den buschigen Wäldern, waren zum erstenmal zugefroren. Da ließ ich mir aus der nächsten Stadt ein Paar Schlittschuhe besorgen und produzierte mich am nächsten Sonntag vor der Dorfbevölkerung. Begeistert hatte unser Lehrling für Zuschauer gesorgt, die mich laut applaudierten und besonders belustigt waren, wenn ich, immer kühnere Figuren zeichnend, so recht aufs Eis hinklatschte. Mich gelüstete es nun, die verschiedenen, einsamen Seelein, mit ihren vielen Armen und Buchten zu erforschen, und so strich ich nach allen Seiten hin, gab ihnen Namen wie Küßnachterbucht, Alpnacherarm usw.

Erschreckter aber konnte Robinson Crusoe nicht gewesen sein, als er am andern Ende der Insel die Spuren der Wilden entdeckte, wie ich, als ich zuhinterst in meinem Urnersee frische Schlittschuhgeleise und im Schnee am Ufer Fußabdrücke fand, die von der jenseitigen Gegend herkamen. Besonders genau untersuchte ich die Stelle, wo die geheimnisvolle Person sich hingesetzt hatte, um die Schlittschuhe anzuschnallen. Zweifellos handelte es sich um eine junge Dame.

Am andern Tag wartete der Apotheker mit dem Schach vergeblich auf mich. — Die Dämmerung war schon stark fortgeschritten, als ich an mein Ziel gelangte. Es war nicht zu erwarten, dort noch jemand anzutreffen. Immerhin stellte ich fest, daß die Spuren sich vermehrt hatten, man war sogar meiner Fährte eine Strecke weit gefolgt, hatte also auch von mir Notiz genommen.

Jetzt war es Zeit, meinem Patron Bericht zu erstatten. Er hörte mich mit großem Interesse an und sagte schließlich: „Da müssen Sie eben schon am Morgen hinauf gehen und den Tag durch dort oben bleiben, bis sie kommt." „Ich muß doch zu Ihnen ins Büro kommen", erwiderte ich. Da legte der Chef seine beiden Hände auf sein Bäuchlein und lachte aus vollem Halse. „Junger Mann, Sie sind doch hieher gekommen, um Französisch zu erlernen. Ich versichere Ihnen, wenn ein hübsches Fräulein kommt, werden Sie bedeutend mehr profitieren als in meinem Büro."

Solch einen verständnisvollen Vorgesetzten habe ich meiner Lebtage keinen mehr getroffen. —

Wie ich am andern Morgen gegen zehn Uhr bei meinem „Seelisberg" um die Ecke bog, erblickte ich in der Ferne eine zierliche Gestalt. Diese mußte auch mich bemerkt haben, denn sie kam mir auf Schlittschuhen, ziemlich unbeholfen, entgegen.

Als wir uns gegenüberstanden, war ich entzückt; bevor ich aber den Mund öffnete, sagte das Dämchen lächelnd:

„Ah, das sind Sie!"

„Gewiß", stotterte ich, jedenfalls nicht nur vom schnellen Fahren hatte ich starkes Herzklopfen, „das bin ich, aber es tut mir sehr leid, Ihnen diese Enttäuschung bereiten zu müssen."

„Aber warum denn?"

„Weil ich kein Franzose bin und mich mit Ihnen nur mühsam unterhalten kann."

„Oh, wir werden uns bald verstehen", sagte sie schelmisch.

Dabei machte sie eine ungeschickte Bewegung und drohte umzufallen. Ich fing sie mit meinem Armen auf, und als sie wieder fest auf den Füßen stand, umfuhr ich sie elegant und zeichnete ins Eis ein Herz, so daß sie mitten drin stand. Da sagte sie lachend: „Sehen Sie, wir verstehen uns jetzt schon ganz gut."

Ich bedaure sehr, im Nachfolgenden keine pikante Liebesgeschichte schildern zu können. Mein Wortschatz reichte noch nicht aus, um mein übervolles Herz in süßen Worten vor die Dame hinzuleeren, wie es einer Französin gegenüber erforderlich gewesen wäre. So beschränkte ich mich darauf, der jungen Dame einen galanten, guterzogenen und korrekten jungen Mann vorzuführen, was mich etwelche Mühe kostete.

Trotzdem folgten nun die schönsten sechs Tage, die ich in Frankreich verleben durfte. Ich erteilte dem Fräulein Unterricht im Schlittschuhlaufen und sie revanchierte sich mir gegenüber mit Französischunterricht. — In einsamer Stille und klarer Luft schwebten wir, uns mit gekreuzten Armen die Hände reichend, in sanften Bogen über glatte Eisfläche. Unwillkürlich sprachen wir nur mit gedämpfter Stimme, wie wenn wir die erhabene Ruhe der Natur nicht stören wollten. Hie und da erinnerte uns ein Vogelruf daran, daß wir doch nicht allein auf der Welt waren. Ich erzählte meiner neuen Freundin von der Schweiz und suchte sie davon zu überzeugen, daß meine Heimat nicht nur aus Schneebergen, Gletschern und Milchkühen bestehe und daß noch lange nicht alle Schweizer jodeln können. Eine Woche dauerte dieses Idyll, dann mußte meine Dame, die in einem benachbarten Dorfe bei einer verheirateten Schwester in den Ferien war, wieder zurück, in die Stadt Epinal. Sie wird wohl den jungen Schweizer bald vergessen haben. Auch ich hörte nichts mehr von ihr, kannte nicht einmal ihren Namen. —

Bald schlug auch für mich die Abschiedsstunde. Kleines Schlaraffenland, warum habe ich dich so früh verlassen? Mich lockte das ferne Paris mit seinem Betrieb, seinen Schätzen und Vergnügungen. Aber nur wenige Monate sollte mein Aufenthalt auch dort dauern. Um

Mitternacht zwischen dem ersten und zweiten August überschritt ich zu Fuß bei Les Verrières die Schweizergrenze.

Ein Posten vom Neuenburger-Landsturm nahm mich in Empfang. Drei Tage später löste ich mit meinen Auszügersoldaten einen Landsturmposten auf der Neuwyler Höhe ab. Als die bärtigen Männer verschwunden waren, als ich meine Leute aufgestellt und orientiert hatte, schlich ich vom Posten weg, dem Waldrand und der Grenze entlang. Auf einer kleinen Anhöhe angelangt, sah ich ins Elsaß hinaus und wandte meine Blicke nach Nordwesten. Von ferne tönte Kanonendonner herüber.

Da kam ein ganz unsoldatisches Rühren über mich.

Leise sagte ich vor mich hin: „Armes Melisey!"

WEIHNACHTSLIED

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

THEODOR STORM